

frem-
sonst
nieder
hatte,
raus-
huben

Unter der Brücke.

leitete
ama,
ama-
hatte
, die
besten,

Die Gäste im Graben.

Theodors Vater war Werkmeister in der kleinen Stadt Weilburg, er hatte sich in der Vorstadt ein eigenes Haus gebaut, darin war es recht vergnüglich zu wohnen.

aunen
nahe

Auf der einen Seite des Hauses war ein kleines Blumengärtchen, in dem pflanzte seine Mutter die allerschönsten Rosen und Nelken und Rittersporn, durch den Zaun schlangen sich farbige Winden, und wenn schon alle andern Blumen verwelkt waren, so blühten noch Asters in allen Farben darin.

gab
telten

Auf der andern Seite war aber ein schöner gepflasterter Hof, der war Theodor und seinen Kameraden noch lieber als das Baumgärtchen. Im Hofe lagen immer viele Balken und Bretter, aus denen man später Häuser baute, auch war ein Schuppen daneben, in dem Steine behauen wurden. Da konnte man prächtig Versteckens spielen und Räubers, und sonst allerlei schöne Spiele. Abends fanden sich da Theodors Kameraden zusammen, und es ging oft gar wild und lustig zu in Freisingers Hof.

stern
ndert
sachen
eodori
s und

Alle Abende mochten die Buben aber doch nicht im Hofe spielen, sie zogen auch manchmal hinaus auf die Schafwiese oder auch in den Graben; das war gar ein lustiger Tummelplatz. Da konnte man am Besten Festungerobers oder andere Räuberspiele treiben, denn im Graben war auch ein prächtiges Gefängniß, in dem Feinde und Deserteure eingesperrt wurden.

raben,
anden

Die Stadt Weilburg war in alten Zeiten ringsum mit hohen Mauern und Thürmen eingefaßt gewesen; rings um die Mauern war ein tiefer Graben, früher mit Wasser gefüllt, daß im Krieg die Feinde nicht hatten hinüber können. Jetzt war ein Theil der Mauern eingerissen, der Graben war trocken und wuchs schönes grünes Gras darin, war auch im Winter eine herrliche Schlittenbahn. Ueber den Graben führte von der Stadt eine starke Brücke und unter der Brücke waren die schönen Gefängnißlöcher; die Gefangenen fürchteten sich freilich ein Bißchen darin, das war aber gerade so angenehm gruselig.

indern
mpner
ochene
ir die
hte es
Stück

Es war an einem schönen Samstag Nachmittag, als die Buben wieder auszogen, um ein ganz großartiges Räuberspiel im Graben zu beginnen; da standen sie aber verwundert still, es waren schon Leute

n auf-

da drunten. Es stand da ein bedeckter Karren; ein gar dürres, elendes Kößlein war daran ausgespannt und graste an dem grünen Rain; zwei sehr schmutzige, zerlumppte kleine Buben tummelten sich herum, denen schien es wohl zu gefallen in dem weichen Gras. Auf der Seite bei dem Karren stand ein schwarz und rußig aussehender Mann, der eine große Kohlenpfanne und allerlei Geräthe auspackte und scheint's ein Feuerchen anzünden wollte; die Schulknaben stellten sich mit offenen Mäulern höchst verwundert im Kreis um diese Anstalt; einige schlichen dem Wagen näher, um unter das Tuch zu schauen, aber sie wichen ängstlich zurück, als sie da drinnen seufzen und stöhnen hörten.

Jetzt aber wurde es erst wichtig! Der Polizeieinspektor kam herbei. Nun erst sperreten die Buben die Mäuler auf! Sonst waren sie freilich gewohnt, davon zu springen, wenn sie ihn von weitem sahen, weil er sie oft verfolgte, wenn sie an verbotenen Orten Schlitten gefahren waren, oder Brunnen verderbt hatten, oder sonst einen Unfug gemacht; aber diesmal kam er ja nicht ihrthalben und sie schauten vergnüglich zu, was werden sollte. Der Polizeieinspektor war eigentlich der einzige Polizeidiener von Weilburg, man hatte ihm nur einen so vornehmen Namen gegeben, damit die Leute desto mehr Respekt haben sollen. Vorher hatte man nur einen Büttel gehabt, der in einem uralten, langen Soldatenrock mit einem langen Stecken herumgelaufen war, um Bettelkinder, unartige Buben und naseweise Gänse aus dem Weg zu jagen: seit sechs Monaten aber war der Polizeieinspektor ernannt; dem sah es in seiner grünen Uniform mit preußischem Hut und Degen kein Mensch mehr an, daß er ein Bäcker gewesen war, der kein Brod mehr backen konnte, weil er kein Mehl hatte, und kein Mehl, weil er kein Korn konnte mahlen lassen, und kein Korn kaufen, weil er kein Geld dazu gehabt.

„Was hat Er da zu schaffen?“ schrie der Polizeieinspektor den rußigen Mann an, „wie ist Er da hereingekommen mit seiner Lumpenfuhr? Weiß Er nicht, daß das ein Stadtgraben ist, und nicht ein Futterplatz für Schudlersgäule?“

Der Mann hatte sehr Respekt vor dem Degen und der Uniform. „Erlauben Sie,“ sagte er, und langte wie ein Soldat an seinen alten, schäbigen Hut; abziehen konnte er ihn nicht, sonst wäre er auseinander gegangen; „erlauben Sie, wir sind gerade keine Schudler, ich bin ein reisender Blechner, oder Klempler, oder Flaschner, wie man's gerade heißt. Ganz da drunten, wo der Graben nicht so tief ist, bin ich mühsam 'reingefahren.“

„Ja warum ist Er nicht draußen geblieben?“ „Erlauben Sie, weil man uns in kei'm Wirthshaus hat behalten wollen, und mein Weib im Wagen da drin ist so übel auf, die kann nicht mehr weiter.“ Aus dem Wagen stöhnte wieder kläglich das franke Weib.

Es gab keine Händel, auf die sich die Schulknaben in der Stille gefreut hatten; der Polizeidiener ging brummend fort, und so lang die andern Knaben noch immer die fremden, zerlumpten Kinder anguckten, schlich Theodor ganz heimlich zu einem von ihnen und bot ihm sein Brod und seine Birn, etwas ängstlich und von weitem, als ob er fürchtete, der fremde Junge könnte ihn beißen. Der brach sehr eifrig das Brod entzwei und gab seinem Bruder die Hälfte, auch von der Birn

ließ er ihn abbeißen; die andern Knaben guckten mit stummer Verwunderung zu, wie es dem Fremden schmeckte. Der dicke Fritz meinte: „'s ist gut, daß ich mein Brod gegessen hab', ich hätt's sonst vielleicht auch hergegeben, dann hätt' ich ja kein's mehr gehabt.“ Der Polizeiinspektor kam wieder und sah nicht mehr so grimmig aus, weil er diesmal seinen Schnurrbart aufwärts gedreht hatte, was ihm immer ein munteres und leutseliges Ansehen gab. „Ihr könnt Eure Fuhr wieder herausziehen,“ sagte er zu dem Klempner, „Euer Weib nimmt man im Armenhaus, Ihr mit den Buben könnt sehen, wo Ihr unterkommt.“

Als der Mann gar langsam den Karren mit dem stöhnenden Weib herausführte, begleitete noch eine Parthie Buben das Fuhrwerk; Theodor war heimlich davon gelaufen zu seiner Mama, ganz in der Stille, denn die andern Jungen lachten ihn gar oft aus, und schimpften ihn „Mamakinde,“ weil er so gar oft bei seiner Mutter etwas zu sagen oder zu fragen hatte. Diesmal hatte er ihr nur geschwind erzählen müssen, was im Graben für arme Leute seien und ein Weib, die man gar nicht sehen könne, die aber so kläglich stöhne. Theodor hatte gemeint, es wäre am Besten, wenn man alle die armen Leute gleich in's Haus nähme und den dürren Gaul zu Papas Braunen in den Stall stellen würde. Das ging nun freilich nicht, auch verbot die Mutter Theodor, zu nahe an den Wagen zu gehen, weil man nicht wisse, ob nicht ansteckende Kranke darin seien, doch gab sie ihm ein altes Hemd und ein Töpfchen mit etwas Wein für das franke Weib.

Gar trübselig fuhr der arme Mann mit seinem Karren dem Armenhause zu, traurig zottelten seine zerlumpten Buben nebenher; die Schulknaben folgten in einiger Entfernung. Fast schüchtern kam Theodor näher und bot dem Mann das Hemd und den Wein; der schaute ganz verwundert auf das Kind, es war seit lange niemand freundlich gegen ihn gewesen; dann gab er die Sachen hinein dem franken Weib. „O vergelts Gott, vergelts Gott viel tausendmal!“ hörte Theodor erfreut die Kranke sagen. Er ging still nach Haus, daheim fiel er seiner Mama um den Hals und küßte sie, sagte aber kein Wort. Am Nachmittag spielte er wieder lustig mit seinen Kameraden, diesmal lachten sie ihn aber nicht aus, schimpften ihn auch nicht Mamakinde.

Die Knaben stellten sich am andern Tag bei Zeiten in dem Graben ein, und sie fanden da richtig die fremden Leute wieder. Niemand hatte den Mann mit seinen zerlumpten Kindern über Nacht behalten wollen, so hatten sie in ihrem Karren geschlafen; nun aber hatte der Klempner einen kleinen Ofen aufgestellt, ein Feuerlein darunter angezündet und angefangen allerlei zerbrochene Sachen zu löthen, die seine Buben von den Leuten zusammengeholt hatten. Das war für die Schulknaben gar lustig zum Zusehen und sie hätten gern auch Feuer angezündet, nur erlaubte es ihnen der Polizeiinspektor nicht.

Es kam nun hie und da vor, daß einer der Schulknaben den fremden Kindern ein Stück Brod oder einen Apfel brachte, Mehgers Fritz sogar eine Wurst, was mit großem Vergnügen aufgenommen wurde; mit den armen Knaben sprechen oder spielen mochte aber Keiner.

Bald kehrten die Knaben wieder zu ihrer gewöhnlichen Unterhaltung zurück. Eines Abends spielten sie Fangball, die armen Kinder standen scheu von weitem und schauten mit sehnächtigen Augen zu, es kam ihnen gar schön vor so zu spielen; einmal fiel der Ball zu Boden und rollte fort, der Kleinere hob ihn auf und brachte ihn Theodor. „Spielet auch mit!“ sagte dieser, der gar ein gutmüthiger Junge war. „O du,“ sagten die Andern leise und stießen ihn an, „die Bettelbuben dürfen nicht mitspielen!“ „O laßt sie mitthun!“ bat Theodor. „Ich nicht!“ schrie laut Oberamtmanns Franz, „ich spiel' nicht mit Bettelbuben! kommt, wir gehn auf die Schafwiese! Kannst mit, Theodor, wenn'd willst, aber darfst kein Bettelvogt sein!“ „Bettelvogt! Bettelvogt!“ schrienen die andern wilden Bursche und sprangen fort.

Theodor blieb zurück, die fremden Knaben, die scheu und still wieder zu ihrem Karren zurückschlichen, dauerten ihn; „Kommt,“ sagte er, „ich will mit Euch spielen! da, Kleiner, fang den Ball!“ Der hatte zuerst kaum Herz dazu, als er aber den Ball fieng und seinem Bruder zuwarf und der ihn wieder Theodor zuwerfen durfte, da kamen sie so in's Vergnügen, daß sie laut aufjauchzten, wenn der Ball recht hoch flog, und der ruhige, trübselige Mann schaute ganz vergnüglich zu, daß seine Kinder auch einmal lustig waren.

„Vergelt's Gott, junger Herr,“ sagte er, als Theodor heim ging im Abendläuten, „vergelt's Gott, daß ihr mit meinen armen Kindern habt spielen wollen; und waschen sollen sich die Kerl.“ rief er kräftig, als er jetzt erst sah, daß die Bursche gar sehr schmutzig aussahen gegen Theodor, der immer sauber gewaschen und gekämmt war; „waschen aus dem FF, Wasser kost ja nichts, und wenn mein Weib aus dem Krankenhaus kommt, soll sie's auch probiren, ob man nicht die Kleider noch einmal flicken kann.“

Es that dem Theodor freilich weh, als ihn seine Kameraden noch einmal Bettelvogt schimpften, als er ihnen auf dem Heimweg begegnete; aber er war ein herzhafter Junge, der sich auch vor ein Bißchen Auslachen nicht fürchtete, und als vor dem Einschlafen die Mutter mit ihm betete: „Müde bin ich, geh zur Ruh,“ und als der Vers kam:

Alle Kindlein klein und arm

Laß sie ruhen weich und warm!

da fielen ihm die armen Jungen in dem Karren ein; er wußte, daß sie heut wohl vergnügt eingeschlafen waren, weil sie so lustig mit ihm gespielt, und auch er schlief fröhlich ein, fröhlicher vielleicht, als mancher von den Andern, die ihn ausgelacht, und denen nun doch wohl das traurige Gesicht des fremden Jungen einfiel, wenn sie sich niederlegten.

Richtig waren am andern Abend, als Theodor wieder zum Graben kam, die zwei Klemptner-
buben auf's Schönste gewaschen; es war ihnen das, scheint's, noch nicht oft begegnet, der Vater
hatte sie aber heute wie Schweinchen zum Bach getrieben, und nun sie sich so sauber gestrählt hatten,

gefielen ihnen ihre Krausköpfe selber, wie sie sie in dem kleinen See unten am Graben anschauten, nur etwas gelb und bleich sahen sie aus, weil sie fast nie recht zu essen hatten.

Theodor brachte ihnen heut ein altes Jäckchen, das er der Mutter für sie abgebetzelt hatte; Stadtschreibers Karl, sein bester Kamerad, den es gleich gereut hatte, daß er ihn gestern ausgelacht und im Stich gelassen hatte, der brachte ein altes Wamms: da kamen sich die armen Buben wie Prinzen vor und der Vater sagte, fast verwundert: „s gibt doch auch noch brave Leute auf der Welt!“

Von da an war's nicht mehr böß gemeint, wenn seine Kameraden Theodor noch Bettelvogt nannten; hie und da brachte ihm Einer ein altes Hemd, ein paar Kreuzer oder etwas zum Essen: „Da Bettelvogt, hast etwas für deine Grabenleut!“ und Theodor lachte und brachte es den armen Leuten, und die Schulknaben freuten sich mit ihm, daß die fremden Kinder nun so viel vergnügter und sauberer ausfahen, obgleich sie sie hie und da noch im Spaß: „Theodors Bettelbuben“ nannten.

Das neue Haus.

Nun kam Theodors Geburtstag. „Mutter,“ fragte er vorher, „darf ich auch einen Wunschzettel schreiben? Karl darf allemal vor dem Geburtstag oder Christtag alles aufschreiben, was er sich wünscht, dann gibt ihm sein Vater davon was er will.“

„Na,“ lachte die Mutter, „das darfst du meinetwegen schon, du bekommst dann eben was wir gut finden; wünschen kostet nichts, nur mußt du zufrieden sein, wenn du nicht alles kriegst.“

Des Theodors Wunschzettel war nun nicht groß, nur etwas sonderbar, er lautete also:

Wunschzettel für den Geburtstag des Theodor Freisinger:

- 1) ein paar neue Stelzen,
- 2) eine mürbe Brezel, und
- 3) ein paar Bretter und viel Kalk.

„Na, das ist ein wunderlicher Wunsch,“ sagte sein Vater und lachte, „Stelzen kann's schon geben, aber was willst du denn thun mit Brettern und Kalk? willst du dir ein eignes Haus bauen?“

„Rein, siehst du, Papa,“ erklärte Theodor und wurde feuerroth, „die Klemptnersbuben haben mir gesagt, daß sie noch immer keine Stube kriegen können zum Wohnen, und im Herbst wird's kalt, und dann kommt auch ihre Mutter aus dem Armenhaus, die bringt noch dazu ein ganz kleines Kindlein mit, dann können sie doch nicht mehr im Karren schlafen. Da hat der Klemptner gesagt, wenn er nur ein paar Bretter hätt' und Kalk, er wollte unter der Brücke sich schon eine Stube bauen, es wäre da warm, wie in einem Keller; und du hast ja so viel Bretter, Papa, du schenkst mir wohl ein paar für ihn! und Geld hat der Klemptner gar nicht wenig, er hat seinen Gaul an den Schinder verkauft, da hat er ein paar Gulden bekommen.“

„Na, wir wollen selbst sehen,“ sagte der Vater lachend, „ein flottes Haus wird's gerad nicht geben, aber starke, dicke Mauern hat die Brücke.“

Der Vater selbst ging zu dem Klempler und fragte ihn, wo er denn herkomme und warum er mit seinen Kindern so kümmerlich in der Welt herumfahren müsse und nicht an einem Ort geblieben sei?

„Ja, Herr,“ sagte der Klempler, „ein armer Mann bin ich freilich immer gewesen, aber nicht so arm wie jetzt, ich hab' sogar einmal ein eigen Häuslein gehabt, und wenn ich recht gespart hätte, so wäre ich vielleicht noch drin. Aber da kamen schlimme Kameraden, die mich in's Wirthshaus abholten, viel Geschäft hat es nicht gegeben und das Wenige, was ich verdient habe, ist alleweil weniger geworden. Gerade wie ich am Nöthigsten etwas gebraucht hätte, um meine Buben ordentlich in die Schule zu schicken, da hat man mir mein Häuslein verkauft, und ich habe mit Weib und Kind in die Welt hinaus ziehen müssen und suchen, ob ich nicht Arbeit finde. Es ist mir alles eins gewesen,“ sagte er; „aber wie mein Weib in's Armenhaus mußte und wir so allein da waren, und wie der junge Herr so freundlich gegen meine armen Kinder gewesen ist, da habe ich gedacht, der liebe Gott denke auch noch ein Bißchen an uns, und ich wollte jetzt gern arbeiten Tag und Nacht, wenn ich machen könnte, daß man meine Kinder nicht mehr Bettelbuben heißt und daß wir ein Obdach hätten.“

Herr Freisinger besah sich die Brücke; er meinte, es ließe sich am Ende machen mit einer kleinen Wohnung und versprach dem Klempler, ihm dazu zu helfen.

Nun ging ein Klopfen und Schaffen an da drunten im Graben; es wurde jetzt erst wieder der Tummelplatz der Knaben; hie und da halfen sie sogar dem Klempler und seinen Jungen beim Bauen; Steine waren genug da, da noch nicht lange vorher ein Stück Stadtmauer eingefallen war; es kamen auch gutherzige Leute aus der Stadt, die dem armen Mann bei der Arbeit beistanden, und — richtig, bis der Herbst kam und die kühlen Tage, da war unter der Brücke eine Stube und ein Kämmerlein ausgemauert mit einem Bretterboden und ordentlichen weißen Wänden; Theodors Mutter ließ auch ein altes Wiegenbettchen in's Kämmerlein stellen, und des Klemplers Frau zog ein vom Armenhause mit einem ganz kleinen Kinde, das war ein Mägdelein, und die Buben hatten eine große Freude daran.

Schön war's nun eben nicht in des Klemplers Wohnung; vorne neben der Thür waren zwei kleine Fensterlein, sonst kein Licht, aber doch schien die liebe Sonne herein und man sah hinaus in's grüne Gras, wo immer die ersten Gänseblümchen und Schlüsselblumen wuchsen. Die Buben waren jetzt immer ordentlich gewaschen und gekämmt und gingen in die Schule, niemand schimpfte sie mehr Bettelbuben; vor des Klemplers Fenster hingen blankte Gießkannen, Trichter und Küchengeschirr und es hämmerte und klopfte lustig unter der Brücke. Wenn er aber gerade nichts zu schaffen hatte bei seinem Handwerk, so durfte er bei Herrn Freisinger arbeiten, weil der gefunden hatte, daß er ein geschickter Mann sei, und so hatte er immer etwas zu verdienen. Obgleich ihre Stuben nicht viel besser waren als ein Kellerloch, so wuchsen doch die Kinder lustig und rothbackig

auf, weil sie gleich hinaus konnten in die frische Luft, Stiegen zu steigen brauchten sie gar nicht, weil es keine gab; jedermann hatte eine Freude daran, daß es den armen Leuten jetzt so gut ging, und Theodor die allergrößte. Die Buben thaten ihm zu lieb, was sie nur konnten: sie suchten Erdbeere und Himbeere für ihn, fingen ihm Goldfäser und Hornschrüter, und Jakob, der kleinere, der sehr geschickt war, flocht ihm einmal ein ganz nettes Vogelkäfig.

„Mutter,“ fragte Theodor einmal leise, als die Mutter nach dem Abendgebet noch an seinem Bette saß, „du Mutter, die Klemptnerin hat gesagt, ich allein sei schuldig, daß es ihnen jetzt so gut gehe, und daß sie ein eigen Stüblein haben, und du sagst doch: alles Gute, was man habe, komme allein vom lieben Gott; aber es ist doch auch wahr, daß ich den Vater zuerst gebeten habe, daß er den armen Leuten geholfen hat, wie ist denn das nun?“

Da beugte sich die Mutter zu dem Knaben herab und sagte: „alles Gute, lieber Theodor, kommt vom lieben Gott, auch das Gute, was wir Andern thun dürfen. Wenn wir unser Herz offen lassen für Gottes Liebe, so gibt er uns in den Sinn, auch was wir Andern zu lieb und zu gute thun dürfen. Das ist das Allerschönste und Beste, was ein Mensch erlangen kann auf der Welt, daß er dem lieben Gott helfen darf; das ist ein Engelsgeschäft. Drum bleibe du ein fromm und gehorsam Kind, so darfst auch du Gottes Engel sein für die Armen und Bedrängten auf Erden.“

So that Theodor, er gab sein junges Herz in Gottes Hut, und er blieb ein fröhliches Kind und wurde ein glücklicher und gesegneter Mann.

Auch das hat er noch erlebt, daß der Klemptner aus seiner Höhle unter der Brücke heraufzog in ein freundliches Häuschen und seine Brückenstube einem armen Schuhmacher ließ. Die schmutzigen Klemptnersbuben sind sauber gewaschene, groß gewachsene Bursche und rechte Handwerker geworden, und das kleine Mädchen, das im Armenhaus geboren war, eine brave Magd. Sie sagen noch heute: „dem Theodor haben wir's zu danken,“ er aber hat ihnen schon oft gesagt, wem sie recht und eigentlich zu danken haben.